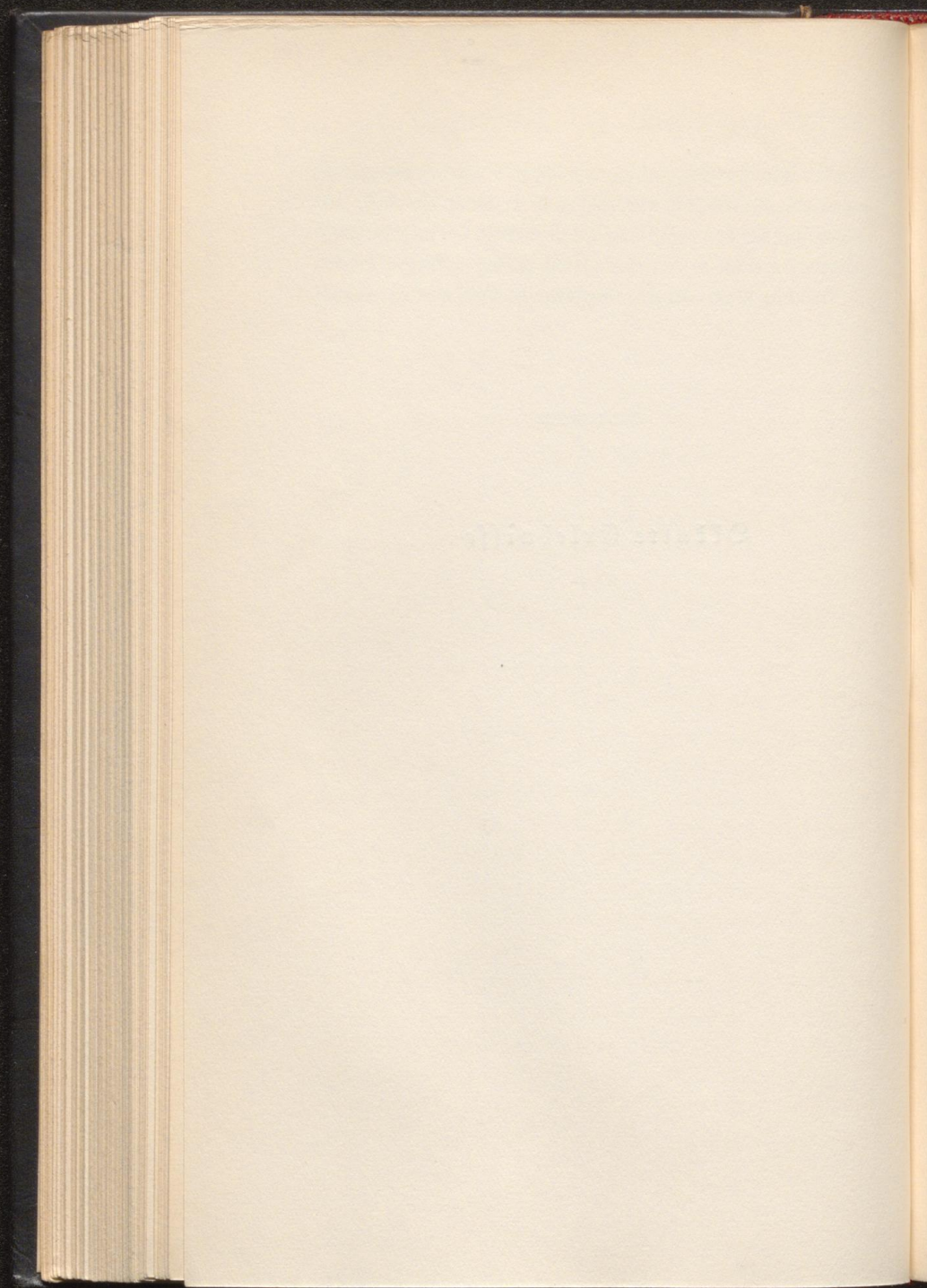


Diffulte Erlebnisse



Während die Welt voll ist von Problemen, durch deren Erörterung der Schriftsteller oder Redner sich vielleicht ein öffentliches Verdienst erwerben könnte: geistigen, künstlerischen, sittlichen, gesellschaftlichen Problemen, deren Würde und Wichtigkeit demjenigen zugute kommt, der sie behandelt, — unterstehe ich mich, vor Sie zu treten mit einem Thema, das ich selbst gar nicht umhin kann als schrullenhaft, abwegig, gewissermaßen ehrlos zu empfinden und durch dessen Wahl ich zweifellos das geringschätzigste Befremden der meisten von Ihnen erzeuge. Aber wählt man sein Thema? Nein, man schreibt und redet von dem, was einem auf den Nägeln brennt — von nichts anderem, möge das andere auch würdigste Wichtigkeit für sich in Anspruch nehmen dürfen, das aber, was einem den Sinn gefangen hält, reiner Unfug sein. Und mir nun ist das ehrsame Konzept verdorben durch Eindrücke so intrikatere Natur; ich bin in Verwirrung gesetzt durch persönliche Erfahrungen und Beobachtungen, die zugleich in dem Grade läppisch und in dem Grade unerklärlich sind (wenn es Grade der Unerklärlichkeit gibt), daß ich nicht darüber hinwegkomme, daß ich mich für die Beschäftigung mit den lauterer, der Sphäre gesunder, wenn auch verfeinerter Menschenvernunft angehörigen Themen, mit denen ich so viel mehr Ehre einlegen könnte, für den Augenblick wenigstens verdorben finde. Ich sage „verdorben“, denn es ist

wirklich und deutlich eine Art von Verderbnis, die ausgeht von der Welt, die mir im Sinne liegt, dem wahrscheinlich nicht tiefen, aber untergründigen, trüben und veratorischen Lebensgebiet, mit dem ich mich leichtsinnigerweise in Berührung gesetzt: eine Verführung fort von dem, was mir obliegt, zu Dingen, die mich nichts angehen sollten, die aber gleichwohl auf meine Phantasie und auf meinen Intellekt einen so scharfen, fuselartigen Reiz ausüben (fuselartig im Vergleich mit dem Wein des Geistes und der Gesittung), daß ich wohl verstehe, wie man ihnen lasterhafterweise verfallen und über einer monomanischen, närrisch-müßigen Vertiefung in sie der sittlichen Oberwelt auf immer verlorengelien kann.

Es ist nicht anders: ich bin den Ökultisten in die Hände gefallen. Nicht gerade den Spiritisten — obgleich sich, wie ich glaube, auch solche in der Gesellschaft befanden, an welcher ich neulich teilnahm. Immerhin muß man da unterscheiden. Die spiritistische Lehrmeinung ist nicht nur nicht obligatorisch in der an Zahl nachgerade gar nicht mehr so geringen internationalen Gelehrtengeiniede, deren Mitglieder sich Ökultisten nennen, weil sie dem Studium von Phänomenen ergeben sind, die — vorläufig — mit den Gesetzen der uns bekannten Naturordnung in Widerspruch zu stehen scheinen; sondern jene Art, gewisse Rätsel zu „erklären“, die Geistertheorie also, wird von vielen dieser Forscher sogar mit der Beste wissenschaftlicher Solidität und Strenge abgelehnt, obgleich, wie man hinzufügen muß, das Mittel, dessen sie sich zur Erzeugung der ökulten Vorgänge bedienen, die supranormale oder jedenfalls anormale Veranlagung gewisser, menschlich und geistig übrigens in der Regel durchaus nicht besonders hochstehender Personen — obgleich, sage ich, dieses Mittel, der Somnambulismus der sogenannten Medien, jeden Augenblick ins Transzendente und Metaphy-

fische hinüberspielt. Aber Metaphysik ist natürlich nicht Spiritismus und namentlich: dieser ist nicht jenes. Das ist ein Niveauunterschied solchen Grades, daß er zum wesentlichen Unterschiede wird, und nichts ist begreiflicher, als daß philosophische Metaphysik sich den Spiritismus vom Leibe zu halten trachtet. In der Tat ist Spiritismus, der Glaube an Geister, Gespenster, Revenants, spukende „Intelligenzen“, mit denen man sich in Beziehung setzt, indem man eine Tischplatte anredet, und zwar nur, um die größten Dummheiten zur Antwort zu erhalten — in der Tat also ist Spiritismus eine Art von Gesindestubenmetaphysik, ein Köhlerglaube, der weder dem Gedanken idealistischer Spekulation gewachsen, noch des metaphysischen Gefühlsrausches im entferntesten fähig ist. Ein Meisterwerk des metaphysischen Gedankens ist „Die Welt als Wille und Vorstellung“. Das klassische Opus metaphysicum der Kunst besitzen wir in Wagners „Tristan und Isolde“. Man braucht an so hohe Intuitionen nur zu erinnern, um die ganze klägliche Unwürde dessen begreifen zu lassen, was sich Spiritismus nennt und was nicht sowohl Metaphysik als eine Sonntagnachmittagserstreuung für Köchinnen ist.

Ist aber Menschenwürde ein Wahrheitskriterium? In gewissem Sinne: ja. Einen Mann, dessen Tun und Trachten sich an der Grenze des okkulten Gebietes bewegt, Herrn Krall aus Elberfeld, bekannt durch seine Zöglinge, die „rechnenden Pferde“, hörte ich sagen: „Wenn es Geister gibt, so hat man allen Grund, sich ein recht langes Leben zu wünschen, denn abgeschmackter, kindischer, ratloser, verworrener und erbärmlicher könnte nichts sein als die Existenzform dieser Wesen, ihren angeblichen Manifestationen nach zu urteilen.“ Das erinnert an die berühmte Äußerung, die der Schatten des Achill am kimmerischen Strande, anlässlich der spiritistischen Séance des

Odysseus, tut. „Nichtig und sinnlos“ nennt der Pelide das Dasein der Verstorbenen, und der heidnische Sinn mag immerhin solche Vorstellungen vom Leben nach dem Tode hegen, ohne zugleich an diesem Leben als Wahrheit, Glaubenssatz, Tatsache irre zu werden. Dagegen wird der christlich geborene Menschengeist sich schwer entschließen, ein Jenseits anzunehmen, in dem es blöder, nichtsnutziger und armseliger zuginge als auf der uns bekannten Ebene; und wenn, wie es ja nicht selten begegnet, eine „Intelligenz“ sich vermittelt des Tisches als der Geist des Aristoteles oder Napoleon Bonapartes in menschliche Gesellschaft einführt, die Verlogenheit dieser Behauptung aber durch hundert Albernheiten, Bildungsschnitzer und offenbar hochstaplerische Glausen belegt: dann genügen Geschmacksgründe, um das Urtheil zu rechtfertigen, sie sei nicht nur nicht Aristoteles oder Napoleon, sondern sie sei überhaupt nicht, sie tue nur so, als ob sie wäre, und ein Eingehen auf solches Getue sei unter aller humanen Würde.

Das alles wäre nun schön und gut, wenn nicht immer ein Zweifel bliebe, ob dem Begriff der Würde und des guten Geschmacks ausschlaggebende Rechte zukommen, dort, wo es sich um Wissenschaft, um die Erforschung der Wahrheit, also um jenen Prozeß handelt, in dem die Natur durch den Menschen sich selbst ergründet. Würde gibt es nur in der Sphäre des reinen Geistes, zu dessen Provinzen die Metaphysik im Sinne erkenntnistheoretisch-transzendenter Spekulation gehört. Wenn aber Metaphysik empirisch wird; wenn sie sich herbeiläßt, oder die Verpflichtung zu fühlen beginnt, oder der Verführung unterliegt, dem Weltgeheimnis experimentell auf die Spur zu kommen — und das tut sie im Okkultismus, da dieser nichts ist als empirisch-experimentelle Metaphysik, — so darf sie nicht darauf rechnen, ihre Hände rein zu halten, ihrer Haltung Würde

zu wahren, außer derjenigen, die ehrlichem Wahrheitsdienst unter allen Umständen gewahrt bleibt; sie muß sich vielmehr darauf gefaßt machen, es mit viel Schmutz und Narretei zu tun zu bekommen. Denn im Mediumismus und Somnambulismus, der Quelle der okkulten Phänomene, mischt sich das Geheimnis des organischen Lebens mit den übersinnlichen Geheimnissen, und diese Mischung ist trüb. Hier nämlich handelt es sich nicht länger um Geist, Niveau, Geschmack, um nichts in Kühnheit Schönes; hier ist Natur im Spiel, und das ist ein unreines, skurriles, boshafte und dämonisch-zweideutiges Element, gegen welches der Mensch, geistesstolz, emanzipatorisch-gegnatürlich gesinnt seinem Wesen nach, sich vornehm zu verhalten liebt, indem er seine spezifische Würde darin sucht, zu vergessen, daß er ein Kind der Natur so gut wie ein Sohn des Geistes bleibt. Gleichwohl hieße es der Naturforschung, dem Wissen um die Natur überhaupt auf mittelalterlich hierarchische Art jede menschliche Würde und Wichtigkeit absprechen, wollte man es der Metaphysik aus humanen Gründen ernstlich verwehren, experimentell zu werden, das heißt also Okkultismus zu treiben. Als ob nicht exakte Naturwissenschaft selbst an einem Punkt hielte, wo ihre Begegnung mit der Metaphysik unvermeidlich wird! Die Tatsache, daß ich von der Lehre, des berühmten Herrn Einstein sehr wenig weiß und verstehe (außer etwa, daß dennoch die Dinge eine „vierte Dimension“ besitzen, nämlich die der Zeit), hindert mich so wenig wie jeden anderen intelligenten Laien zu bemerken, daß in dieser Lehre die Grenze zwischen mathematischer Physik und Metaphysik fließend geworden ist. Ist es noch „Physik“, oder was ist es eigentlich, wenn man sagt (und man sagt heute so!), die Materie sei zuletzt und zuinnerst nicht materiell, sie sei nur eine Erscheinungsform der Energie und ihre „kleinsten“

Teile, die aber bereits weder klein noch groß sind, seien zwar von zeiträumlichen Kraftfeldern umgeben, aber sie selbst seien zeit- und raumlos?

Genug der Theorie! Kommen wir zu meinen Erlebnissen . . . Sie haben zur Voraussetzung die Bekanntschaft mit einem Mann, über den die Meinungen noch vor kurzem so gründlich auseinandergingen, daß die einen ihn für einen Scharlatan und betrogenen Betrüger erklärten, die anderen ihn als charakter- und verdienstvollen Forscher und Mit-Initiator einer neuen Wissenschaft ehrten. Er heißt: Dr. Albert Freiherr von Schrenck-Nözing. Praktischer Arzt von Hause aus, Spezialist für Nervenkrankheiten, Sexual-Patholog, gelangte er früh, schon vor mehr als dreißig Jahren, auf dem Weg über den Hypnotismus und Somnambulismus zu okkulten Studien, und es scheint, daß er eine Zeitlang dem Spiritismus zugeneigt gewesen ist, während er heute diese Theorie von der Hand weist und zur Erklärung all der Unerklärlichkeiten, die er hervorruft und beobachtet, sich auf unbekannte, aber allmählich zu erkennende Naturkräfte bezieht.

Das Erscheinen seines Buches „Materialisations-Phänomene“, ein paar Jahre vor dem Kriege, rief einen voll ausgewachsenen öffentlichen Skandal hervor. Aus der offiziellen Gelehrtenwelt hagelte es Proteste gegen soviel Verirrung, Leichtgläubigkeit, Dilettantismus und Schwindel. Das Publikum, soweit es von der Sache erfuhr, hielt sich den Bauch vor Lachen. Und wirklich, das Buch stellte unseren Ernst auf harte Proben, sowohl durch seinen Text wie durch seine Bilderbeigaben, Photographien, die grotesk, phantastisch und albern anmuteten. Es fehlte nicht an Nachweisen, daß Dr. von Schrenck betrogen worden sei, — was wahrscheinlich mehr als einmal wirklich der Fall gewesen war. Denn das Unglück will, daß die mediale

Veranlagung, so echt sie sei, nicht nur nichts gegen schlechte Charaktereigenschaften beweist, sondern, wie es scheint, den Hang zur Mystifikation und die Fertigkeit darin geradezu begünstigt. Jedenfalls sah es Jahre lang aus, als sei Schrenck-Noring als Gelehrter rettungslos kompromittiert.

Die Jahre gingen. Der Krieg kam, und mit ihm kamen unerträumte Umwälzungen und Abenteuer. Der zweite Band der „Materialisations-Phänomene“ fand eine vollständig veränderte Atmosphäre vor. Nicht, daß sein Inhalt weniger toll gewesen wäre als der des ersten, oder auch, daß die offizielle Wissenschaft, die Presse, das Publikum, ihm einen geneigteren Empfang bereitet hätten. An Spott und Schimpf war auch diesmal kein Mangel. Aber es scheint, als sei beides weniger kraftvoll, von nicht ganz so behäbiger Zuversicht getragen wie ehemals, und nicht ohne einen Einschlag von Resignation, von fatalistischem Gewährenlassen. Man hat soviel Ungeahntes hinnehmen, so krasse Dinge über sich ergehen lassen müssen, daß der Entrüstung, die auch jetzt noch aufzubringen man sich bemühte, der rechte Schwung gebrach, ja, daß ihr eine unverkennbare Neigung zum Paktieren beigemischt war.

Ganz ähnlich wie in der Politik gibt es im Verhalten der Wissenschaft zum Okkultismus ein „Rechts“ und ein „Links“, eine starr konservative und eine radikal-umstürzlerische Gesinnung und Willensmeinung — nebst zahlreichen Übergängen und Abschattungen zwischen den Extremen des verstockten Abzuleugnens aller rational unerklärlichen, aber immer wieder gemeldeten und verbürgten Erscheinungen, wie Telepathie, Wahntraum und Zweites Gesicht, und andererseits einer fanatisch-kritiklosen Leichtgläubigkeit, die weniger auf gefasster Ehrfurcht vor dem Geheimnis als auf inhumaner Gehässigkeit gegen Vernunft und Wissenschaft beruht. Immerhin hat hier, wie

am Ende auch in der Politik, die intransigent konservative Haltung ihr gutes Recht für sich, denn zwischen Rechts und Links liegt eine schiefe Ebene, auf der man gar leicht ins Gleiten gerät, und einen einzigen okkulten Fall auch nur als wahr unterstellen, heißt seinen kleinen Finger einem Teufel reichen, der fast unfehlbar in der Folge die ganze Hand und den ganzen Mann nimmt. Principiis obsta! Und dennoch ist unverkennbar, daß heute ein gefährlicher Liberalismus im Lager der orthodoxen Wissenschaft Deutschlands einzureißen beginnt — Deutschlands, das bisher als Hochburg des Konservatismus in dieser Hinsicht betrachtet werden durfte. Im Auslande, in England, in Frankreich, war die Nachgiebigkeit längst ohne Frage größer, häufiger gewesen — ich will nicht von Amerika reden, wo unnötig viel Humbug sich den okkulten Studien beigemischt zu haben scheint. Es verfehlte vielleicht nicht ganz seinen Eindruck bei uns, daß Schrenck-Notzings „Materialisations-Phänomene“ ins Englische übersetzt wurden; daß die „Society for psychical research“ vor zwei Jahren das Medium, mit dem er früher hauptsächlich experimentiert hatte, eine Person namens Eva C., nach London kommen ließ und einen sehr ernsthaften Bericht über die Sitzungen mit ihr veröffentlichte; daß französische Gelehrte, wie Richet, Flammarion, Gustave Geley, Dr. Bourbon u. a., ihn in seinen Gewagtheiten unterstützten, seine Versuche nachprüften, seine Ergebnisse bestätigten. Kurzum, eine leichte Erschütterung, eine gewisse Demoralisation unserer Konservativen, unserer „skeptischen“ Phalanx ist ohne Zweifel zu verzeichnen. Es gibt Verräter, heimliche Verräter, bevor sie zu öffentlichen werden. Es gibt Universitätsprofessoren, und zwar keineswegs nur Philosophen und Psychologen, sondern Naturwissenschaftler, Physiker, Physiologen und Ärzte, die, aus der mangelhaften Münchener Straßenbeleuchtung

einen überläuferischen Nutzen ziehend, vermunimt und verstoßen sich zu den abendlichen Sitzungen des Herrn von Schrenck schleichen, um zu sehen, was ihnen nicht frommt. Denn sie müßten wissen und wissen auch, daß das einzige Mittel, sich intakt zu halten, darin besteht, die Augen zu verschließen und nicht zu sehen. Man ist verloren oder so gut wie verloren, es ist aus mit der Skepsis oder vielmehr: die Skepsis beginnt, wenn man sieht. Dafür gibt es Beispiele. Ein gesuchter Münchener Augenarzt legte in Gesellschaft das Bekenntnis ab: durch das, was er bei Schrenck-Notzing gesehen, sei er „in der Skepsis sehr vorsichtig geworden“. Ein hübsches Wort — wie die bedenklichsten Worte die hübschesten sind. Denn das ist in der That die wahre Skepsis noch nicht, die sich nicht auch gegen sich selber kehrt, und ein Skeptiker, so schien mir immer, ist eigentlich nicht, wer nur das Vorschriftsmäßige glaubt und seine Augen vor allem hütet, was seine Tugend gefährden könnte, sondern wer, populär gesprochen, verschiedenes für möglich hält und gegebenenfalles nicht, um des Wohlanstandes willen, das Zeugnis seiner gesunden Sinne verleugnet.

Was mich betrifft, so hatte ich zeit meines Lebens in Fragen des Okkultismus theoretisch ziemlich weit „links“ gestanden, hatte also, im Sinn jenes weitergehenden Skeptizismus, das Verschiedenste für möglich gehalten, ohne mich übrigens persönlich irgendwelcher praktischen Erfahrungen auf dem Gebiete des Übersinnlichen rühmen zu können. Mein Interesse war eine theoretische Sympathie, welche diese Dinge wohlwollend auf sich beruhen ließ. Ich empfand und äußerte wohl gelegentlich den Wunsch, einer Séance beizuwohnen, aber es wurde nichts daraus, und daß nichts daraus wurde, lag denn doch wohl an mir.

Und nun? Und kürzlich? — Sie müssen mir erlauben, die Sache ganz so zu erzählen, wie sie sich zugetragen. Besuch meldete

sich, ein Herr, Künstler, Maler, Zeichner, von einem humoristischen Blatt beauftragt, meine Karikatur zu zeichnen. Nur zu! Er zeichnete mir eine schiefe Nase, und ein Wort gab dabei das andere. Gott weiß, wie wir auf Herrn von Schrendl-Noging kamen. Ob ich gehört hätte, daß er mit einem neuen Medium arbeite, fragte mein Gast, während er mich mit dem Stift verspottete. Es sei ein junger Mensch, ein halber Knabe, Willi C. mit Namen, Zahntechniker seines Zeichens und dabei ein physikalischer Tausendsassa, mit dem Schrendl ganz tolle Erscheinungen zeitige. Er habe ihn entdeckt, ihn nach München kommen lassen, ihm Unterkunft und berufliche Anstellung verschafft, außerdem eine Summe für ihn hinterlegt, unter der Bedingung, daß Willi ausschließlich mit ihm „sitze“. Seit einem Jahr schon arbeite er mit ihm und habe ihn psychisch so weit abgerichtet, daß Willi, anders als die meisten Medien, einen beständigen Wechsel der an den Sitzungen teilnehmenden Personen vertrage, fast ohne zu enttäuschen. Dies sei aus Gründen der Propaganda wichtig für Schrendl. — Ob man wohl einmal dabei sein könne, fragte ich. — Das hielt der Maler garnicht für ausgeschlossen. Er kannte Schrendl, und er hatte für seine Person den gleichen Wunsch. Ich sollte ihn machen lassen: er werde meine Zuziehung in die Wege leiten.

Und so geschah's. Es folgten telephonische Verabredungen; und eines Winterabends um acht Uhr, gegen Weihnachten, befand ich mich mit meinem Satiriker auf der Trambahnfahrt zur Séance — aufgeräumt, unternehmend und neugierig wir beide, in einer Verfassung zwischen Übermut und Nervosität, die mich — ich bitte jedermann wegen des Vergleiches um Verzeihung — ein wenig an die Stimmung junger Leute erinnerte, die sich zu ihrem ersten Besuch bei Mädchen anschicken.

Das palaisartige Haus des Baron von Schrendl ist in bevorzugter Stadtgegend, in unmittelbarer Nähe des Karolinenplatzes, gelegen. Wir kamen an, und ein Diener führte uns durch ein steinernes Vestibül und einige Stufen hinan auf einen Vorplatz. Während wir ablegten, hieß der Hausherr uns mit der etwas kühlen Liebenswürdigkeit des Aristokraten willkommen und ließ uns danach in ein mäßig großes Bibliothekzimmer eintreten, wo wir die übrigen Teilnehmer an der bevorstehenden Sitzung schon versammelt fanden. Nur einer von ihnen war mir bekannt — ich begrüßte ihn, indem ich meine Verwunderung unterdrückte, ihm hier zu begegnen. Es war Professor G., Zoolog und eifriger Sportsmann, Skiläufer, Segler und Hochtourist, bartlos, jünglinghaft seiner Erscheinung nach, obgleich gewiß Mitte Vierzig, ein Naturbursch und Freiluftmensch — nie hätte ich gedacht, daß er nach dem Verborgenen trachte. Es wurde vorgestellt. Ich war erfreut, die Bekanntschaft Emanuel Reichers zu machen, des berühmten Schauspielers und Bindestrich-Amerikaners, der eben in Deutschland weilte. Auch die Hauswirtin und Pflegemutter des Mediums, eine Witwe in mittleren Jahren, namens Frau P., war anwesend. Ferner ein polnischer Maler, blond, rasiert, liebenswürdig und hart redend mit warmer Stimme. Dann dieser und jener Angehörige der Schwabinger Intellektuellen-Sphäre. Das naturwissenschaftlich-medizinische Element hielt dem laienhaft-geistigen beiläufig die Wage. Es war da ein zweiter Zoologie-Professor, von sanftem, ungesellschafterlichem Gelehrtentyp; ein junger Arzt aus der Schweiz; ein ebenfalls noch jugendlicher deutscher Mediziner, Assistent an einem Münchener Krankenhaus, der einen Apparat für Blutdruckmessung mitgebracht hatte; eine „Spezialistin für Nervenmassage“, blond und lustig . . . Mehrere der Anwesenden waren Neulinge, auch Reichert, der es jedoch nicht auf

okkultem Gebiete überhaupt, sondern nur in diesem Kreise zu sein schien.

Etwas abseits von der Gesellschaft hielt sich das Medium, Willi S. Auch mit ihm machte der Baron mich bekannt, indem er ihn scherzend, in der deutlichen Absicht, auf Selbstbewußtsein und Stimmung des jungen Menschen zu wirken, als „die Hauptperson“ bezeichnete. „Das ist die Hauptperson, wissen Sie,“ wiederholte er, für sein teures und heikel-organisches Instrument um freundliches Entgegenkommen werbend. Als ob das nötig gewesen wäre in meinem Fall! Mein Wohlwollen war grenzenlos, und ich ließ es mir angelegen sein, den Künstler das merken zu lassen, ihn gewiß zu machen, daß in mir kein Feind und böser Aufpaffer, kein Skeptiker jener Art sich eingefunden habe, die auf nichts als Entlarbung und triumphbrüllende Überrumpelung bedacht ist. Ich war ein positiver Skeptiker, ein Skeptiker, der seine Freude daran hatte, wenn etwas gelang — das sollte er wissen. Betrug? Zwischen Betrug und Wirklichkeit gab es viele Zwischenstufen, und irgendwo waren sie eins. Vielleicht handelte es sich um eine Art Naturbetrug, die ebenfogut als Realität anzusprechen sein mochte? Ich war gekommen, um, ohne mir selbst etwas vorzumachen, zu sehen, was zu sehen sein würde, — nicht mehr und nicht weniger. Ich wechselte einige Worte mit Willi S., in dem Wunsch, einen Eindruck von seiner Persönlichkeit zu gewinnen. Ich fand einen Achtzehn- oder Neunzehnjährigen, brünett, nicht unsympathisch und ohne jedes phänomenale Merkmal, von offenbar schlichter Herkunft, süddeutsch-österreichischen Dialekts und von anständig-freundlichem Wesen, der aber kein Bedürfnis verriet, durch eifrige und wortreiche Höflichkeit für sich einzunehmen. Einsilbig vielmehr beim Antworten auf sachliche Erkundigungen, schien er im Zustand einer gewissen Spannung und unterdrückten Erregung

befangen, einer Art von Lampenfieber offenbar, das sich mit der natürlichen Schüchternheit seiner Jugend vereinigte und dem Verständnis leicht zugänglich war.

Ich verließ Herrn Willi, der von dem jungen Kliniker zu einer Blutdruckmessung eingeladen wurde, und folgte der Aufforderung des Hausherrn, mich im anstoßenden Laboratorium umzusehen. Das war ein geräumiges Zimmer, unordentlich angefüllt mit photographischen Apparaten und solchen für Magnetismus-Blicklicht, Stühlen und Tischen, auf denen allerlei Gegenstände, wie zum Beispiel eine Spieldose, eine gestielte Tischglocke, eine Schreibmaschine, mehrere weiße Filzringe usw., standen und lagen — Dinge, die, banalen Charakters an und für sich, dem jungen Willi bei seinen seltsamen Leistungen dienen und von denen die Rede sein wird. Auch eine Art von Käfig aus feinem Drahtgeflecht war zu sehen, worin man den Jüngling gelegentlich einer wissenschaftlich-kritisch besonders strengen Sitzung verwahrt hatte, ohne daß man ihn durch diese Vorkehrung hatte hindern können, Unerklärlichkeiten zu erzeugen. Endlich war da das „schwarze Kabinett“, an das soviel Gerede und Verdachtsgemunkel sich knüpfte und dessen frühere Versuchspersonen leidigerweise bedürftig gewesen waren. Ich sah hinein. Es hatte nüchterne Verwandtnis damit. Gleichgültiges Gerümpel stand hinter dem deckenhohen Vorhang, der einen Winkel des Zimmers vom Hauptraum abteilte. Wir würden das Kabinett nicht brauchen, sagte Dr. von Schrenck. Willi brauchte es nicht. Er war stark. Frei saß er im Zimmer bei seinen Laten. Nun, desto besser. Meine positive Skepsis hätte auch das Kabinett in den Kauf genommen, aber desto besser, wenn Willi so stark war. — Wir kehrten in die Bibliothek zurück. Ein Arbeitszimmer mit Schreibtisch stieß andrerseits daran, wo Willi zur Sitzung Toilette machte.

Er macht diese Toilette beileibe nicht allein; er macht sie unter der argusäugigen Kontrolle dreier Personen, des Hausherrn und zweier Assistenten, zu welchen Dr. von Schrendl als Versuchsleiter diesmal mich und die lustige Nervenärztin ernannte. Ganz zu Befehl — obwohl ich mir selbst nicht durchaus als die rechte Persönlichkeit zu solchem Amte erschien. Ich fühlte mich voller Lachheit und Wohlwollen, geneigt, die Überwachung als Formalität zu behandeln. Die Rolle des mißtrauischen Aufpassers liegt mir nicht, sie beschämt mich und widerstrebt meiner Humanität. Niemand erwarte, daß die Menschen ihm ihre beste Seite zukehren, wenn er ihre Schlechtigkeit voraussetzt. Wie komme ich dazu, diesen Jungen, der sich anschickt, Merkwürdiges zu leisten, durch Rundgebungen des Verdachts herabzustimmen, er wolle mich betrügen? Ich bin ein Skeptiker, der wünscht, daß etwas zustande kommt. . . . Aber vielleicht war das die allergründlichste und äußerste Skepsis? Vielleicht war ich, in meiner Lässigkeit und meinem Wohlwollen, der Ungläubigste von allen? . . . Das mußte gleichviel sein für den Augenblick. Kostümiere dich, Freundchen, ich sehe zu.

Der Baron wies uns das schwarze, aus einem Stück gearbeitete Trikot vor, worein Willi vom Halse bis zu den Fußknöcheln sich kleiden sollte. Er hielt uns an, es genauer Prüfung zu unterziehen, den Stoff überall zu befühlen, es war ihm an unserem Kritizismus gelegen. Ein Baumwolltrikot, schon gut. Es war keine Spur von Verrätereie daran zu bemerken, und Willi zog es über seinen bräunlichen Knabenkörper. Ich fing einen schüchternen und ernststen Blick auf, den er, indem er es anlegte, zu meiner Kollegin, der blonden Ärztin, hinübersandte, die heiter in die Luft blickte. . . . Im bloßen Trikot jedoch froh der Bursche erfahrungsgemäß, das war menschlich einleuchtend, und darum gab man ihm einen Schlafrock dazu, einen alten

wattierten, seidenen des Barons, ein behagliches Kleidungsstück, das wir ebenfalls gewissenhaft untersuchten, so Taschen wie Futter. Ein gutmütiger alter Schlafrock — schon recht. Er wies aber eine Merkwürdigkeit auf, die der Baron uns erklärte. Er war mit Bändern besetzt, überall, an den Ärmeln, den Säumen, die Nähte hinunter: mit weißen Bändern benäht, und das waren Leuchtbänder, sie waren präpariert, waren mit einer Masse bestrichen, die im Dunkel leuchtete, so daß man die Umrisse von Willis Figur auch bei gedämpfter Beleuchtung genauestens würde im Auge behalten können. Das hieß ich gut und praktisch. Auch um den Kopf bekam Willi diademartig ein Leuchtband geschlungen und alte türkische Pantoffel an die Füße. So war er fertig; allein da er fertig war, riß er den Mund vor uns auf, sperrangelweit und nach Löwenart, als wollte er uns verschlingen. Dem stand ich ratlos gegenüber, aber mir wurde klar gemacht, daß es sich um die Kontrolle der Mundhöhle handle. Den Teufel auch, da hatte ich um ein Haar die Mundhöhle vergessen! Er hatte schon einen Goldzahn darin, seinem Handwerk zu Ehren. Im übrigen war das eine einwandfreie Mundhöhle. In Gottes Namen, genug, man sah ja bis hinter das Zäpfchen. Und wir gingen hinüber.

Freundliches Hallo empfing uns im Nebenzimmer. Die Habitués begrüßten ihren verummten Willi. Es war eine fröhliche Masquerade, und er selbst, in seinem Talar und seiner Priesterbinde, lächelte, tölpelhaft gutmütig über seinen Aufzug. Zum Werke denn! Die Gesellschaft ergoß sich ins Laboratorium, und hinter uns verschloß der Hausherr die Eingangstür.

Es wurde ernst. Unnatürliches sollte sich in diesem sonderbaren Zimmer ereignen, das einem photographischen Atelier mit Unterhaltungsgegenständen für Kinder glich. Ich gestehe, daß leichte Zaghaftigkeit mich anwandelte, ein innerer Wider-

stand, ein Zweifel, ob ich für meine Person bei diesem Unternehmen denn wohl am Platze sei. Aber da übertrug der Versuchsleiter mir ungebeten die Kontrolle des Mediums, mir und der Hauswirtin Willis, Frau P., und begann sogleich, mich in der praktischen Ausübung zu unterweisen. Sie war praktisch in der Tat, höchst ausgiebig und beruhigend. Dem jungen Mann gegenüber hatte ich meinen Stuhl nahe an den seinen heranzurücken, hatte seine beiden Knie zwischen die meinen zu nehmen und seine Hände zu fassen, während seine Handgelenke von der Assistentin gehalten wurden. So war Willi in sicherer Haft, ich gab es zu, und so saßen wir und sahen uns töricht an, während die Teilnehmerschaft gemächlich plaudernd ihre Plätze einnahm.

Das geschah vor dem Vorhang, in einem unvollkommenen, nur etwa zu drei Vierteln geschlossenen Kreise, an dessen einem Ende das Medium mit uns Kontrollleuten und an dessen anderem der Hausherr saß. Nicht alle Anwesenden fanden Platz in dieser Reihe: zwei oder drei Personen mußten in die zweite zurücktreten, stehend oder sitzend, nach Wunsch und Laune, darunter der sportliche Zoologie-Professor, der sich zu meinem Erstaunen mit einer Handharmonika bewaffnet hatte. Er war ein Künstler auf diesem Instrument, betätigte sich oft darauf bei Ausflügen und sommernächtlichen Gartenfesten, und darum besonders war er hier gern gesehen. Denn das Medium verlangte Musik bei seinen Darbietungen, fast unaufhörlich Musik, das war ein Stimmungsbedürfnis, das man ihm nachsehen, eine Produktionsbedingung, die man ihm vernünftigerweise zustehen mußte, und Professor G. brachte mit seiner Ziehorgel große Abwechslung in das Programm, das sonst allein von einer Spieldose bestritten wurde, die nur über eine einzige und nicht einmal besonders ansprechende Nummer verfügte...

Noch herrschte normale Helligkeit im Raum, elektrisches Weißlicht, und in ihm traf der Baron letzte Anordnungen unter den Versuchsobjekten. Ein Tischchen stand in unserem Kreis, nicht genau in der Mitte, sondern dem Hausherrn näher als dem Medium, von diesem anderthalb Meter entfernt, wie der Baron mit einem Meterstabe ermittelte, und mehrere Gegenstände waren darauf gestellt: ein rot verhülltes Lämpchen, die Handglocke, ein Teller mit Mehl, ein Schiefertäfelchen nebst einem Stück Kreide. Ein geräumiger Papierkorb war daneben zu sehen, nämlich umgekehrt, den Boden nach oben, und auf diesen hatte man die Spieldose placiert, eine zweite Spieldose, nicht die konzertierende, die hinter dem Sitz des Barons auf einem Wandbrett stand, sondern eine kleinere, auf welcher Herrn Willis Fähigkeiten sich beispielsweise bewähren sollten. Die Schreibmaschine setzte der Baron irgendwo in seiner Nähe auf den Teppich und verteilte dann noch auf der Bodenfläche des Kreises dahin und dorthin kleine Silzringe, Leuchttringe, genau gesagt, denn sie waren präpariert wie die Streifen an Willis Gewand, und an einem oder zweien war sogar noch eine längere Leuchtschnur befestigt. . . Mehr noch: auch die größeren Objekte, soweit sie sich irgend dafür eigneten, der Papierkorb also, die Spieldose, die Handglocke, waren mit Leuchtbandstreifen besetzt, dieser Erfindung des Barons, auf die er sich etwas zugute tat und die er reichlich in Anwendung brachte. . . Das Licht erlosch.

Aber es wurde noch einmal eingeschaltet, da Willi, bei wachen Sinnen noch, in meiner Haft, auf eine Vergesslichkeit aufmerksam gemacht hatte. „Die Nadeln, Herr Baron!“ sagte er. Das war noch eine Vorichts- und Kontrollmaßregel, an die der Ehrenmann da erinnerte. Der Baron steckte große Nadeln in den Sammettschlafrock, in die Ärmel und in die Schöße: Nadeln

mit dicken, weißlichen, selbstleuchtenden Köpfen, wie denn solcher Nadeln auch einige im Vorhang staken, rechts und links von der Spalte, so daß auch dort jede Bewegung im Dunkeln sich würde verraten müssen . . . Auf's neue Abknipsen des Weißlichtes. Was an Beleuchtung übrig blieb, war dunkel-röthlicher Schimmer, der von einer rot und schwarz verhüllten Deckenlampe und von der kleinen, ebenfalls abgedämpften Tischlampe einfiel. Es war nicht reichlich, für ein noch unakkommodiertes Auge, aber der Baron versicherte, daß er die Erlaubnis zu größerer Helligkeit vorderhand beim besten Willen nicht habe durchsetzen können. „Ich kämpfe um jeden Strahl!“ sagte er; „aber dies ist alles, was ich bis jetzt erreichen konnte.“ Übrigens leuchtete Willi, es leuchteten die Filzringe, die Streifen an den übrigen Gegenständen und die Nadeln im Vorhang. Man überfah im Grunde die Verhältnisse des Schauplatzes. Die Platte des Tisches war gut erhellt, wie man binnen kurzem fand. — Es wurde um ein wenig Stillschweigen gebeten, und in das Stillschweigen hinein ließ die konzertierende Spieldose, die der Baron in Gang gesetzt hatte, klar und kindlich ihre einzige Nummer ertönen, ein Liedchen, eine kurze, immer gleich wieder von vorn anfangende Melodie, von zierlichen Akkompagnements umperlt. Man wartete. Ich im besondern wartete, Willis Hände weder zu fest noch zu locker in den meinen.

Plötzlich, nach drei oder vier Minuten, zuckt er zusammen. Ein Krampfszittern durchläuft ihn, und seine Arme beginnen mit den meinen pumpend-stoßende Vor- und Rückwärtsbewegungen auszuführen. Sein Atem geht kurz und rasch.

„Trance!“ meldet meine kundige Assistentin.

Da war der Junge mir unter den Händen in Trance gefallen! Nie hatte ich bisher diesen Zustand beobachtet, und da ich überzeugt bin, daß das ein Zustand von weitreichender Merkwürdig-

keit ist, so wandte ich ihm angelegentlichste Aufmerksamkeit zu. Die Sache ist die, daß während seiner Dauer Willis Ich sich für seine Traumvorstellung in zwei symbolische Personen spaltet, eine männliche und eine weibliche, die er „Erwin“ und „Minna“ nennt. Eine Kinderei. Hofuspokus. Niemand nimmt Erwin und Minna ernst, aber man geht um der Sache willen auf die Grille ein, kennt keinen Willi mehr und hält sich an die beiden, die ihre abwechselnde Gegenwart auf simple Art zu kennzeichnen wissen. „Erwin“ ist ein Rüpel. Er tut sich durch die robuste Stärke von Willis Krampf- und Stoßbewegungen kund, leistet aber selten etwas Ansehnliches und überläßt den Platz denn auch meistens der sanfter sich gebärdenden und anstelligeren Schwester. Nach dem Urteil meiner Assistentin war sie es auch jetzt, die uns schüttelte und mit unseren Armen pumpte.

„Ist Minna da?“ fragt der Baron.

Ja, sie ist da. Ein einmaliger kurzer und fester Händedruck, den ich von Willi empfangen, bestätigt es. Das ist seine Art, zu bejahen. Beim „Nein“ gibt es ein seitliches Hin und Her der Hände und des Oberkörpers. Außerdem spricht auch der Comnambule zu den Kontrollierenden rasch und stark flüsternd, auf eine gewisse leidenschaftliche Art, aber mit schwerer Zunge.

Der Baron begrüßt Minna. „Guten Abend, Minna, so und so, es sind gute Freunde hier, du kennst die meisten, ein paar sind neu, aber das macht dir nichts, wie ich dich kenne, nicht wahr?“

Verneinendes Hin und Her.

„Die Kontrolle hat heute der und der, ein Mann voller Sympathie, ein Mann des wärmsten Interesses für dich und dein Können. Du wirst ihm hoffentlich sehr schöne Dinge zeigen?“

Händedruck und kurzes Vorwärtstoßen des Oberkörpers.

„Ja, sie verspricht es.“ (Allbernerweise sagt man unwillkürlich „sie“.)

„Gut also, Minna; streng' dich an!“

Und die allgemeine Unterhaltung beginnt. Sie muß beginnen, das Medium verlangt es. „Unterhalten“, flüstert es lallend, gegen mein Ohr vorgebeugt, und ich gebe die Parole weiter. Man hat Kette gebildet, sitzt Hand in Hand, vielleicht eine Reminiszenz an spiritistische Gesellschaftsspiele, vielleicht auch eine organische Notwendigkeit, man weiß es nicht. Willi jedenfalls besteht darauf und mahnt häufig flüsternd, die Kette recht fest zu schließen. Auch mein Nachbar zur Linken hält Berührung mit mir, seine Rechte auf meiner Schulter, meinem Arm. Man spricht ins Dunkel, redet, was einem einfällt, während man kaum weiß, wen man neben sich hat. Das ist nicht leicht, das Gespräch reißt immer wieder ab, der Redestoff schrumpft zusammen und geht aus, denn die wahre Aufmerksamkeit ist nicht bei der Not- und Pflichtunterhaltung. Dennoch wird uns ein allzu eifriges Ausspähen nach Phänomenen widerraten. Der Versuchsleiter empfiehlt eine „schwebende“ Aufmerksamkeit, ohne Gier, ohne hinstarrende Ungeduld, und ein wenig wird sie begünstigt durch die Musik, die sich in das geräuschvoll-künstliche Wortemachen mischt, die Klänge der Handharmonika, die der Zoolog in der zweiten Reihe nun mit Fertigkeit, Fauchen und Dideldum in Bewegung gesetzt hat. Flotte Märsche spielt er, einen nach dem andern, er weiß immer noch einen. Und wenn er aufhört, löst ungesäumt die Spiel-dose mit ihrem mechanisch perlenden Melodiechen den Orgel-balg ab.

Kuriose Veranstaltung. Ich begreife, daß eine Wissenschaft, die auf sich hält, die an die Würde der Exaktheit, an die nüchtern-sachliche Stimmung des Laboratoriums, die reinlich-abstrakte

Arbeit mit Apparaten und Präparaten gewöhnt ist, sich von dieser allzu menschlichen Art des Experimentierens abgestoßen fühlen muß. Dem Laien geht es nicht anders. Sollte er suggestive Stimmung, eine Atmosphäre der Weihe und des Geheimnisses erwartet haben, so findet er sich enttäuscht. Was ihn umgibt, ist eher danach angetan, eine gewisse Geschmacksabneigung und geistiges Mißtrauen durch Erinnerungen an banale Aufpulverungsmethoden der Heilsarmee zu erzeugen. Rordial-ermunternde Zurufe, die häufig aus der Kette an das Medium oder vielmehr an die amtierende „Minna“ gerichtet werden — Hallo, Minna! Mut! nur zugegriffen! Zeig', was du kannst, Minna! —, tragen zu diesem Eindruck bei. Etwas Mystisches — und zwar nicht in geisterhaftem, sondern in einem zugleich primitiven und erschütternden, organischen Sinne Mystisches gewinnt die Situation allein durch das ringend arbeitende, unter Stößen sich hin und her werfende, flüsternde, rasch fleuchende und stöhnende Medium, dem meine Neugier vor allem gilt und dessen Zustand und Tätigkeit auffallend, unzweideutig und entscheidend an den Gebärdt erinnert. Sein Kopf ist bald weit zurückgeworfen, bald sinkt er an meine Schulter oder hinab auf unsere Hände, die naß sind von Schweiß und die ihren Zugriff erneuern müssen, damit sie einander nicht entgleiten. Seine Anstrengungen kommen wehenartig, in Anfällen; es gibt Pausen zwischendurch, Zustände vollkommener Ruhe und Unzugänglichkeit, während welcher er mit seiltich auf die Brust hängendem Kopfe schlafend neue Kräfte sammelt. Das ist Tieftrance. Dann rafft er sich auf und beginnt seine zeugerisch-freisende Arbeit aufs neue.

Eine männliche Wochenstube im Rotdunkel, mit Geschwätz, Dideldum-Musik und fröhlichen Zurufen! In meinem Leben war mir nichts Ähnliches vorgekommen. Ich dachte, daß, wenn

gar nichts weiter geschehen sollte, der Weg sich immerhin gelohnt haben werde. Und wirklich schien nichts weiter geschehen zu sollen. Das „Kind“ blieb aus. Nichts Übernormales wollte sich ereignen. Es gab solche, die in ihrer Begierde dergleichen schon sehen, schon wahr haben wollten. Zwei Leuchtnadeln staken nicht mehr in Willis Schlafrock, obgleich sie fest und tief hineingesteckt worden waren; sie lagen am Boden, auf dem Teppich, die eine ziemlich weit von ihm entfernt. Man sagte, sie seien „genommen“ worden, allein die Möglichkeit, wenn nicht die Wahrscheinlichkeit, bestand, daß sie durch Willis Arbeit herausgeschleudert worden waren. — Wie war es, von ihnen abgesehen, mit den beiden Leuchtringen, die dort hinten unmittelbar vor dem Vorhang lagen? Sie hatten da vor gelegen und nicht zum Teile dahinter, sie waren ursprünglich nach ihrem ganzen Umfange sichtbar gewesen, im Laufe der letzten Minuten aber hatte sich das geändert, sie waren nur zu einem Drittel noch sichtbar, der Vorhang war vorgetreten, oder die Ringe ihrerseits waren von der Stelle gerückt, und wenn man sie länger in Obacht hielt, — seht, so änderte allmählich die Sachlage sich abermals: sie waren nun wieder ganz sichtbar, frei vor dem Vorhang, nicht unter ihm, und das war ein Phänomen. — Ein unsicheres, klägliches Phänomen. Man mußte es auf sich beruhen lassen. Den kühlen Hauch dagegen hatte ich doch wohl verspürt, der vom Medium her in den Kreis ausgegangen war und dessen Auftreten anzeigte, daß Erscheinungen sich vorbereiteten? — Nein, rund heraus, ein kühler Hauch wäre mir durchaus willkommen gewesen, doch war mir nichts dergleichen bemerklich geworden.

Und die Zeit vergeht. Es ist nicht leicht zu beurteilen, wieviel davon schon vergangen ist, aber drei Viertelstunden, schätze ich, mögen es wohl sein. Zweifellos hat das Medium gegen Hem-

mungen zu kämpfen. Man befragt es in diesem Sinn, aber es verneint und müht sich weiter. Man fragt, ob alles in Ordnung ist, und es bejaht. Ich aber glaube ihm nicht; denn mir allein gab ich im stillen die Schuld an unserer Erfolglosigkeit. Von vornherein hatte ich heimlich bezweifelt, daß meine Natur dem guten Willi bei seiner Arbeit werde behilflich sein können, und war jetzt gewiß, daß er diesen meinen Zweifel an der Förderlichkeit der Situation in seinem Jenseits teilte. Leugnete er es, so war das bloße Höflichkeit, — obgleich es sonderbar klingen mag, von somnambuler Höflichkeit zu sprechen. Nach meinen Beobachtungen sind in diesem Zustande die Hemmungen der Gesittung und der humanen Rücksicht keineswegs ausgeschaltet, und Willi leugnete nicht einmal unbedingt. Er flüsterte: „Wenn ihr wollt, daß die Phänomene schneller kommen“ — Nun? was dann? — Er schwieg. — Ob er eine Pause wünsche. — Stillschweigen. Dann aber fängt er an, mit dem Fuße aufzuschlagen, und man zählt mit. Er schlägt fünfzehnmal. Schön, eine Pause von fünfzehn Minuten. Und man bricht ab für den Augenblick.

Vor Einschaltung des Weißlichtes ließ man dem Medium Zeit, zu sich zu kommen. Er traf wunderliche Vorkehrungen, bestehend in schabenden Bewegungen der Hand und des Armes an seiner Flanke, Bewegungen, die, wenigstens in seiner Vorstellung, dem Wiedereinziehen der ausgesandten, aber noch nicht zur Manifestation gelangten organischen Kräfte dienen. Er erwachte ruckweise, in zwei- oder dreimaligem Aufzucken, und blinzelte blöde ins Licht. Man verzog sich ins Nebenzimmer.

Zigaretten wurden angezündet. Auch Willi, in seinem Kostüm auf dem Sofa sitzend, rauchte die seine. Man besprach die Sachlage. Sie war fern davon, etwas Entmutigendes zu haben. Solch vorläufiges Versagen, die Notwendigkeit zu pausieren,

war keine Seltenheit. Rein negative Sitzungen kamen bei unserem Willis sehr selten vor. Nichts war verloren. Willis Pflegermutter, Frau P., erzählte zur allgemeinen Aufrechterhaltung Geschichten von zu Hause. Sie würden in der Wohnung nicht bleiben können, würden schließlich doch ausziehen müssen, der anderen Parteien wegen. Unerwünschte Dinge ereigneten sich beständig in des Jungen Umgebung, Spontan-Phänomene, Zeichen und Wunder. Es klopfte an die Wände wie mit Fäusten. Hände taten, wozu niemand sie eingeladen. Ein Phantom hatte sich unrlöslich an der Tür des Esszimmers gezeigt. Die Köchin selbst hatte es gesehen und war mit Gefreisch entwichen. — Alles gut, nur waren wir leer ausgegangen bis jetzt. Der junge Kliniker mit dem Blutdruckapparat nahm eine neue, vergleichende Messung an Willis vor, über deren Ergebnis er sich mit Dr. von Schrenck besprach. Fünfzehn Minuten! Der Baron gab das Zeichen zur Wiederaufnahme der Sitzung.

Überzeugt, daß Willis die Pause vor allem in der Absicht erwirkt hatte, daß nachher die Kontrolle gewechselt werden möge, erbot ich mich dringlich zur Aufgabe meines Amtes. Doch wollte der Hausherr davon nichts wissen. Nein, nicht jeder Laune und Empfindlichkeit Minnas dürfe man nachgeben. Für meine Eindrücke sei es wichtig, daß ich das Medium selbst in Gewahrsam hielt. Allenfalls mochte ich an zweite Stelle treten, an die der Frau P.. Als erster Kontrolleur mochte ein anderer einrücken, Reicher oder Herr von K. — am besten dieser. „Kommen Sie, K.! Reißen Sie, wie gewöhnlich, die Sache heraus!“

Von K., das war der polnische Maler mit der harten Aussprache und der warmen Stimme, ein Mensch von herzlichem und unmittelbarem Wesen, des Mediums Lieblingskontrolleur, letzte Zuflucht der Laboranten, wenn eine Sitzung ergebnislos zu bleiben drohte. Wenn er Willis Hände hielt und seine fröhliche

Behandlungstechnik spielen ließ, so kam fast immer etwas zustande. „Grüß’ Gott, Minna, — was? Da sind wir alten Freunde wieder beisammen! Das wird famos, meine ich, und du bist sicher derselben Meinung. Siehst du, da drückst du mir meine Hände. Schön von dir, aber höre mal, nicht zu stark, au, du kugelst mir ja die Schulter aus, Minna, ist das deine Liebe?“ In diesem Stil. Willi braucht diese Art, und sie hilft fast immer. Rasch war er, nach hergestelltem Rotdunkel, wieder in magnetischen Schlaf verfallen. Die Spieldose perlte, die Handharmonika löste sie ab. Die Geburt nahm ihren Fortgang.

Vorgebeugt, in unbequemer Haltung, ohne Rückenstütze, aber unempfindlich gegen solche Nachteile, umklammerte ich Willis Handgelenke, ergriffen von seiner ringenden Mühsal. Er schüttelt uns, pumpt, zittert, wirft und windet sich, flüstert keuchend: „Unterhalten!“ „Die Kette!“ — „Die Kette!“ wiederholt von K. mit spaßhafte-herzlicher Ergebenheit. „Was ist denn? Das kann meine Minna doch wohl verlangen, daß ihr die Kette ordentlich schließt!“ Je länger wir sitzen, desto öfter will das immer wieder zur Reige gehende und abreißende Gespräch befeuert sein. Der Baron hilft ihm auf. „Unterhalten, meine Herrschaften! Professor G., Sie schlafen ja. Herr Mann, plaudern Sie?“ — „Doch, Baron, ich plaudere nach meinen Fähigkeiten.“ Man rafft sich zusammen, man redet das Überflüssigste ins Dunkel hinein. Der Schauspieler Reicher hilft sich mit sonorem „Rhabarber, Rhabarber!“ Die Musik ist quälend. Man ist des Melodiehens der Spieldose bis zur Gereiztheit müde, doch wenn die Harmonika faucht und orgelt, sehnt man sich nach dem schonungsvolleren Geklingel zurück. Wenn Willi es schwer hat, — wir haben es nicht leicht. Fast eine Stunde ist abermals seit der Pause vergangen. Mein Rücken schmerzt, aber ich achte seiner nicht. Das Medium zuckt aus Tieftrance auf. Es nimmt

einen leidenschaftlichen Anlauf und scheint mit seitwärts schleudernden Bewegungen des Oberkörpers stoßweise etwas aus sich herauszujagen. „Brav, Minna!“ schmeichelt von R. „Nur zu! Nur heraus damit! Du bist ja drauf und dran, man sieht es genau, nichts fehlt, als daß du zupackst, das wird ein Hauptspäß, nochmal so gern werde ich dich haben!“ Umsonst. Nichts regt sich. Auch Herrn von R.'s Bonhomie scheint heute nichts auszurichten. Verzicht schleicht sich in aller Herzen. Und ich, ich habe kein Glück mit den Geheimnissen. Ich werde fortfahren, das Verschiedenste für möglich zu halten, gesehen haben aber werde ich nichts. Desto schlimmer für mich. Hartgesottene Materialisten, feindselige Verfechter der Betrugshypothese und zornmütige Ritter der physikalischen Schulgesetze sind hier gewesen und haben gesehen, was sie bis zum nächsten Morgen in ihrer sogenannten Skepsis wankend machte. Und meine Skepsis, die Glaube ist im Vergleich mit der ihren, ein Glaube an nichts und alles — wie soll ich ihn kennzeichnen? —, wird sich als unproduktiv-nihilistischen Wesens erwiesen haben. Leichte Bitterkeit, wie man sieht, wandelte mich an. Doch waren die Eindrücke des Abends ja immerhin mitzunehmen gewesen...

Da versuchte der Hausherr ein letztes Reizmittel. Er zog strenge Saiten auf und sprach: „Nein, Minna, alles, was recht ist. Wir sitzen nun über zwei Stunden, du kannst nicht sagen, daß wir es an Geduld haben fehlen lassen. Aber alles hat seine Grenzen. Wir geben dir jetzt noch fünf, noch zehn Minuten. Passiert nichts bis dahin, so machen wir Schluß, und die Herren gehen nach Hause, und mancher von ihnen wird allerdings denken, daß du nichts kannst und nichts vermagst, und wird es herumerzählen, und die Skeptiker werden sich freuen.“ — „Aber nein,“ sagt von R. und sekundiert dem Baron, indem er ihm zu widersprechen scheint. „Aber nein, Herr Baron, was sagen Sie

da, sie ist ja dicht daran, das weiß sie ja selbst am besten, immer noch hat sie es selbst am besten gewußt, meine Minna, wenn sie ihr Ärmchen weit genug entwickelt und ausgestreckt hatte, um ordentlich . . . Wie? Was sagst du? Still die Musik!! Was hast du gesagt, liebe Minna?"

In seine Worte hinein hat das Medium etwas geflüstert. Die Musik schweigt, wir alle schweigen. Es kommt noch einmal, schwer lallend: „Das Taschentuch!"

„Das Taschentuch!" wiederholt befehlshaberisch von R. . „Sie weiß genau, was sie will, sie wird es schon machen, alles wird sie uns machen, meine Freundin, die Minna . . ."

„Selbstverständlich," sagt der Baron. „Wenn es weiter nichts ist, hier ist das Taschentuch." Und er zieht aus der Brusttasche sein großes, weißes, nur wenig gebrauchtes Schnupftuch, nimmt es am Zipfel und läßt es neben dem Tischchen zu Boden fallen. Da liegt es, schwach schimmernd sichtbar. Vorgeeßt starrt alles darauf hin.

„Den Tisch weiter zurück!" flüstert Willi, dessen Gesicht auf seinen Händen liegt, die wir halten. „So recht?" — Nein, nicht so. Er sieht nichts, aber weiß in seinem Traum, was geschieht und daß es noch nicht genau so geschieht, wie er will; ungeduldig korrigiert er das Tun des Barons, als sähe er ihn: Mehr dorthin will er das Tischchen haben, erst etwas links und dann näher zum Hausherrn, so ist es recht. Der Raum zwischen Tisch und Taschentuch ist nun größer . . . „Die Kette!" flüstert Willi, und man drückt sich die Hände. „Unterhalten!" flüstert er, und man macht dienstfertig: „Jarwohl, jarwohl, Rhabarber, Rhabarber." Auch ich wende mich zu meinem Nachbarn, dem Polen, um etwas Gleichgültiges zu parlieren. Ich habe angefangen zu sprechen, da höre ich jemanden mit künstlicher Ruhe sagen: „Es kommt." Ich werfe den Kopf herum . . .

Erinnert man sich an die Stelle im „Lohengrin“, erster Akt, wenn nach Elsas Gebet der Chor mit einer Einzelstimme einsetzt: „Seht! Welch seltsam Wunder!“? So ähnlich war es. Das Taschentuch hatte sich vom Boden erhoben und war aufgestiegen. Vor aller Augen, mit rascher, sicherer, energischer und fast schöner Bewegung stieg es aus Schattengründen in den Lichtschein der Lampe empor, der es rötlich färbte, — stieg auf, sage ich, aber das ist nicht richtig, nicht so war der Vorgang, daß es leer und flatternd emporgeweht wäre, es wurde genommen und erhoben, eine tätige Stütze steckte darin, die sich oben in knöchelartigen Erhebungen arunter abzeichnete und von der es saltig herniederhing; von innen her wurde lebendig damit manipuliert, drückende und schüttelnde Umgestaltungen wurden damit vorgenommen in den zwei oder drei Sekunden, während welcher es frei ins Lampenlicht gehalten wurde, — und dann kehrte es mit ebenso ruhiger und sicherer Bewegung zum Boden zurück.

Das war nicht möglich, — aber es geschah. Der Blick soll mich treffen, wenn ich lüge. Vor meinen unbestochenen Augen, die ebenso bereit gewesen wären, nichts zu sehen, falls nichts da sein würde, geschah es, und zwar nicht einmal, sondern alsbald aufs neue: Kaum unten, so kam das Tuch schon wieder empor ins Licht, schneller diesmal als zuvor, und jetzt sah man mit unverkennbarer Deutlichkeit das von innen erfolgende Hinein- und Übergreifen der Glieder eines Greiforgans, das schmaler als eine Menschenhand, Klauenartig erschien. Hinauf und wieder herauf... Zum drittenmal oben, wird das Tuch von etwas Unsichtbarem kräftig geschwenkt und gegen das Tischchen geworfen, — nicht recht darauf, nicht gut gezielt, es bleibt an der Kante hängen und fällt auf den Teppich.

Bravorufe und laute Lobeserhebungen für „Minna“ hatten das Phänomen begleitet, und mehrmals hatte der Baron zu

mir herübergefragt, ob ich sähe, ob ich alles gut sehen könne. Gewiß, wie hätte ich das wohl nicht sehen sollen. Ich hätte die Augen schließen müssen, um es nicht zu sehen, — während ich diese meine Augen doch niemals im Leben gespannter offen gehalten hatte als jetzt. Ich hatte Größeres gesehen auf Erden, Schöneres, Würdigeres. Aber daß etwas Unmögliches trotz seiner eigenen Unmöglichkeit geschah, das hatte ich noch nicht gesehen, und darum wiederholte ich nur erschüttert: „Sehr gut! Sehr gut!“, obgleich mir nebenbei auch ein wenig übel war. Hier hielt ich Willis Handgelenke mit den Trikotärmeln darüber in meinen Händen, und unmittelbar neben mir sah ich seine Knie im Gewahrsam des Polen. Keine Rede davon, kein Gedanke daran, auch nicht der Schatten einer Möglichkeit vorhanden, daß der schlafende Bursche hier hätte gefan haben können, was dort drüben geschehen. Wer sonst? Niemand. Es war niemand da, der hätte tun können, und dennoch wurde getan. Das schuf mir gelinde Übelkeit.

Die Taschentuch-Elevation, hörte ich sagen, bildet regelmäßig das Eröffnungsphänomen. Der Bann war gebrochen. Das Medium, das während der Geschehnisse sich selbst still verhalten hatte, richtet sich auf, erzittert und flüstert: „Die Spieldose wegstellen! Die Glocke!“ — „Die Glocke!“ ruft in wärmstem Entzücken von K. „Was ist denn? Wo bleibt die Glocke für meine Minna? Die Glocke auf den Korb! Jetzt sind wir im Zuge!“ Und der Baron folgt der Anordnung. Er entfernt die Spieldose, stellt die Tischglocke auf den Papierkorb. Da steht sie, — ihre Leuchtbandsstreifen schimmern im Dunkel, und außerdem gibt ihr Metall einen rötlichen Lichtreflex. Willi führt seine Hände nebst den unsern an seine Stirn. Er seufzt. Da wird die Glocke genommen, — sie wird, unmöglicherweise, von einer Hand genommen, denn womit sonst als mit einer

Hand kann eine Glocke am Stiel genommen werden? wird aufgehoben, in schräger Lage hochgehalten, kräftig geläutet, im Bogen ein Stück durch den Raum geführt, noch einmal geläutet und dann mit Schwung und Geflapper unter den Stuhl eines der Umsitzenden geworfen.

Leichte Seekrankheit. Tiefste Verwunderung mit einem Anfluge — nicht von Grauen, sondern von Ekel. Laut und unaufhörlich wird Minna belobigt. Ein Neuling ruft: „Unglaublich!“ Ihr Kopf . . . was sage ich. Sein Kopf, Willis Kopf also sinkt schräg zu mir hin, er legt seine Schläfe an meine, wie ein kleines Kind. Guter Kerl, das ist ja fabelhaft, was du da anstellst! Gerührt und achtungsvoll lasse ich seinen Kopf an dem meinen ruhen. Der Baron aber sagt:

„Hier, Minna, habe ich etwas Neues. Du kennst es noch nicht, aber es ist leicht zu benutzen. Es ist eine Druckglocke. Man schlägt von oben darauf, siehst du, so. Dann klingt sie. Du das auch, Minna. Hier hast du die neue Glocke.“

Und er stellt das Gerät auf den Korb. Erwartung. Und schon hört man es an der Glocke tasten, man sieht nichts, aber man hört, wie unsicher darauf gefingert wird. Es nimmt sie, es schüttelt sie leise; das klingt, aber es ist nicht das Wahre.

„Nicht so,“ sagt der Baron, „du verstehst es noch nicht. Entschuldige mal. Weg da. So wird es gemacht.“ Und er schlägt auf den Knopf. — „Die Kette!“ flüstert Willi an meiner Wange und zittert. Aber der Baron kann ja nicht gleichzeitig Kette bilden und mit der Druckglocke ein Beispiel geben. Das bittet er Minna zu begreifen. Kaum sitzt er wieder, so fängt das Fingern und versuchende Tasten von neuem an. Und endlich gelingt das Kunststück. „Man“ hat es heraus, „man“ schlägt von oben her auf die Glocke, schwach, kindlich und ungeschickt, aber grundsätzlich ist die Aufgabe gelöst, der Klöppel klingt an.

„Brav, Minna!“ ruft der Kreis. „Phantastisch!“ sagt jemand. Aber man hat nicht Zeit, sich seinen Empfindungen zu überlassen. Es geht weiter. Kaum hat der Baron die Glocke vom Korbe genommen, fängt dieser zu wackeln an. Es stößt daran, er schwanzt, er fällt um, und wie er liegt, wird er genommen und hochgehoben, hoch-hochgehoben und in der Luft gehalten: halb aufrecht, im Rotdunkel, mit schimmernden Leuchtstreifen, schwebt er dort vier oder fünf Sekunden lang und purzelt zu Boden.

„Haben Sie es gesehen? Gut gesehen?“ fragte der Baron in seinem Stolz. Wir bekannten uns zu unseren Eindrücken. Willi, in Liefstrance, hing seitlich vom Stuhl. Begreiflicherweise ist man ruhebedürftig und sinkt ins Traumlose, nachdem man so angestrengt geträumt, daß außer einem die geträumten Handlungen wirklich geschahen. — Halt! Nachgedacht! Steige in dich und versuche zu ahnen: Wo ist der Punkt, die magische Wende, da eine Traumvorstellung sich objektiviert und vor den Augen anderer im Raume zur Wirklichkeit wird? — Seekrankheit . . . Zweifellos liegt er nicht auf der Ebene unseres Bewußtseins, unserer Erkenntnisgesetze, dieser Punkt. Wenn irgendwo, so ist sein Ort in jenem Zustande, worin ich den Burschen hier vor mir sehe und der gewiß eine Pforte ist, — wohin? Hinters Haus, hinter die Welt? . . . Aber ich gebe zu, daß das kein Denken ist, sondern eher eine gelinde Form der Seekrankheit.

Die Störung zu überwinden, setzte der Baron die Spieldose in Gang. Auch einen Wechsel in der Kontrolle ordnete er nun an. Von K. und ich wurden abgelöst. Im Dunkel tastete ich mich ans andere Ende der Kette hinüber und fand dort an Reichers Seite Platz, der gleich neben dem Hausherrn saß. Ich hatte das Tischchen vor der Nase. Und kaum bin ich auf meinem

Stuhl und habe die Hände meiner Nachbarn gefunden, als es vor meiner Nase an der Spieldose zu fingern beginnt, die auf dem Tischchen steht. Der Baron beeilt sich, das konzertierende Instrument zu stoppen. Und in der Stille, vor meinen Augen, die nichts sehen, fragt, raschelt und tastet es heimlich dort an dem Hebel der Dose, bemüht, ihn umzulegen. He, du verstecktes und lichtscheu-undenkliches Wesen aus Traum und Materie, was treibst du da vor unserer Nase? . . . Knacks, wird der Hebel gewendet, das Spielwerk geht. „Kommandieren sie Halt!“ sagt der Baron. Und auf mein Wort wird abgestellt. „Los!“ Und die Dose spielt. Dies einige Male. Man sitzt vorgebeugt und kommandiert das Unmögliche, läßt sich von einem Spuß gehorchen, einem scheuen kleinen Scheusal von hinter der Welt . . .

Eine Pause. Da entsteht allerlei Unruhe unter den Leuchtringen drunten auf dem Teppich. Sie werden hin und her gerückt, von Ort zu Ort geworfen . . . Einer steigt auf, die schimmernde Schnur hängt davon herunter, er wird hochgehalten, durch den Raum geführt, zum Tischchen getragen. Dort will „es“ ihn niederlegen und tut es mit einem Ungeschieß, das auf Blindheit schließen lassen könnte, wenn nicht wahrscheinlich Feigheit und Augenscheu der Grund wäre, Furcht, sich allzuweit im Lichtkreis des Lämpchens auf der Tischplatte vorzuwagen: Linkisch, mit einem gewissen Druck, so daß der Stütz an dem Holze kratzt, wird der Ring auf die äußerste Tischkante geschoben, grade nur eben so weit, daß er nicht Übergewicht nach unten hat, und dabei stößt „es“ vor blindem, ängstlichem Ungeschieß an den Tisch, stößt daran, hart gegen hart, so daß er wackelt. Pfui, hinterweltliche Unnatur, was stößt du da heimlich vor unserer Nase mit scheusäligem Knöchel an dies ehrbare Tischchen? Und wie ich es denke, plauß, fliegt mir ein Ring ins

Gesicht; mit Schwung hat man ihn mir hineingeworfen, er fällt hinunter auf meine Knie und von dort zu meinen Füßen hin. Was für ein humoristisches Scheusälchen! Man lacht — und ist doch melancholisch berührt von dem frostigen Übermut eines Etwas, das vielleicht nur eine trübselig verwickelte Abart des Betruges ist. Aber es ist zivilisiert, wie ich sagte. Es hat mir nicht die Spieldose ins Gesicht geworfen oder die Schreibmaschine, sondern es wählte taktvoll den kleinen, weichen Ring. Man hat Backenstreiche erlebt und anderen Schabernack, so, daß jemandem die Armbanduhr vom Handgelenk geschnallt und im Zimmer umhergeführt, daß selbst jemandem ein Stiefel aufgeschnürt wurde. Aber niemandem, so wird einstimmig versichert, ist je von den Kräften etwas Ernstliches zuleide geschehen, und das beweist intelligentes Zartgefühl. Dennoch ist eine Neigung zur Demoralisation, zum Unfug und planlosen Kraftmeiertum unverkennbar; die Notwendigkeit beständiger Überwachung, pädagogischer Anleitung und Zielgebung besteht ohne Zweifel, wie sich deutlich zeigte, als, nach dem Wurf in mein Gesicht, das Teufelszeug sich daran machte und hartnäckig darauf bestand, die auf dem Tisch stehende Spieldose umzustürzen. Der Baron fürchtete nicht wenig für sein Instrument und bat himmelhoch, ihm doch die Schererei zu ersparen, die heutzutage mit einer Reparatur verbunden sei. Umsonst, „es“ versteifte sich eigensinnig darauf, das Kästchen umzukippen, auf dem obendrein das Schiefertäfelchen und der Kreidestift lagen, im Begriffe herunterzufallen und zu zerbrechen.

Da galt es Ablenkung, und der Baron brachte eindringlich die Schreibmaschine in Erinnerung, die dort vor dem Vorhang am Boden stand, mit eingezogenem Papierbogen, fertig zur Benutzung. „Schreibe, Minna,“ sagte er. „Beschäftige dich nützlich! Wir werden dir zuhören, und dann werden wir die

Schrift haben, zum Zeichen, daß wir nicht arme Halluzinierte sind, wie einige deiner Feinde behaupten.“ Und es hat ein Ohr für verständige Gründe, es läßt ab von der Dose. Wir warten. Und bei meiner Ehre, da fängt vor unsern Ohren die Schreibmaschine dort unten am Boden zu ticken an. Es ist verrückt. Es ist, auch nach allem noch, was zuvor geschehen, verblüffend, lächerlich, empörend durch seine Absurdität, und anziehend durch seine Abenteuerlichkeit bis zum äußersten. Wer schreibt auf der Maschine? Niemand. Niemand liegt dort im Dunkel auf dem Teppich und bedient das Gerät, — aber es wird bedient. Willis Extremitäten sind gehalten. Mit dem Arm, gesetzt, daß er einen frei machen könnte, würde er bei weitem nicht bis zur Maschine reichen. Auch mit dem Fuß nicht, wenn er einen frei bekäme, und reichte er auch mit ihm bis dorthin, so könnte er doch mit dem Fuße die Tasten nicht einzeln schlagen, sondern nur viele auf einmal niedertreten, — Willi kommt nicht in Betracht. Aber sonst ist niemand da! Was bleibt zu tun, als den Kopf zu schütteln und kurz durch die Nase zu lachen! Es arbeitet scheinbar ganz nach der Kunst, eine Hand schlägt die Tasten, das ist klar, aber ist es wirklich nur eine? Nein, das müssen, wenn man mich fragt, unbedingt zwei Hände sein, die da in Tätigkeit sind: das Getipp geht zu rasch, als daß es nur eine sein könne, es geht wie bei einer geübten Kontoristin, schon ist die Zeile zu Ende, das Glöckchen schlägt an, man hört, wie der obere fahrende Teil der Maschine mit Geräusch zurückgeschoben wird, die neue Zeile beginnt, sie reißt ab, eine Pause tritt ein.

Da ereignet sich, etwas weiter hinten, vor dem dunklen Hintergrunde des Vorhangs, rasch, eilig und flüchtig folgende kleine Offenbarung. Eine Erscheinung tritt dort hervor, ein längliches Etwas, schemenhaft, weißlich schimmernd, von der Größe und ungefähren Form eines Unterarmstumpfes mit geschlossener

Hand, — nicht exakt zu erkennen. Es steigt ein paarmal hastig-demonstrativ vor unsern Augen auf und ab, beleuchtet sich, während es das tut, aus sich selber durch einen kurzen, weißen, die Form des Dinges völlig verwischenden Blitz, der von seiner rechten Glanke ausgeht, — und ist weg.

„Da haben Sie eine Materialisation,“ sagte der Hausherr, indem er mit dem Finger darauf wies. „Es ist ganz gut, daß Sie das noch sehen. Warten Sie, vielleicht macht es uns einen Abdruck!“ Und er gab gute Worte, daß Minna ihre Hand im Mehl abdrücken möge, dem Mehle im Teller auf dem Tischchen. Aber ich glaubte keinen Augenblick, daß sie das tun werde, und sie tat es auch nicht, wir warteten vergebens. Es war recht hell auf der Tischplatte, allzu schutzlos hätte das Phantom sich dort unsern prüfenden Blicken ausgesetzt, und das hätte nicht mit dem Bilde übereingestimmt, daß ich mir schon von dem scheu-kecken, flüchtigen, versteckten und veratorischen Charakter dieser Irrwische gemacht hatte, — einem Charakter, zu unbedeutend, um bössartig zu sein, vielmehr gefällig, aber verschämt und schwach. — Es geschah nichts mehr. Ermüdung, so schien es, hatte Platz gegriffen. Willi flüsterte: „Gute Weihnachten!“ Man schloß die Sitzung.

Es war eigentümlich, im nüchternen Weißlicht den Filzring zu meinen Füßen liegen zu sehen, der nicht auf rechte Art dorthin gekommen war. Es war auch merkwürdig, die getippte Schrift auf dem Bogen zu betrachten, die nichts als Unsinn darstellte, zwei Reihen wirr aneinandergesfügter großer und kleiner Buchstaben, — was mutmaßlich anders gewesen wäre, wenn Willi sich aufs Maschinenschreiben verstünde. Er lag noch schlaftrunken zur Seite über den Arm des einen Kontrollierenden gebeugt. Ich trat zu ihm, klopfte ihn auf die Schulter und sagte ihm, daß das eine glänzende Sitzung gewesen sei, —

worauf er mit verschlafenen Augen und einem gutmütig-melancholischen Lächeln stumm zu mir aufblickte.

Man kehrte allgemach in die Bibliothek zurück, lebhaft das Geschehene besprechend. Es gab Lee, was sehr wohlthat. Und alles endete damit, daß Reicher Theatergeschichten erzählte.

Was habe ich denn nun also gesehen? — Zwei Drittel meiner Leser werden mir antworten: „Schwindeleien, Taschenspielerlei, Betrug“. Eines Tages, wenn die Erkenntnis dieser Dinge weiter vorgeschritten, das Gebiet popularisirt sein wird, werden sie leugnen, je so geurteilt zu haben, und schon jetzt, wenn sie denn also mich für einen leichtgläubigen und suggestiblen Raufschbold halten, sollte das Zeugnis geschulter Experimentatoren, wie des französischen Gelehrten Gustave Geley, sie stutzig machen, der seinen Bericht mit der kategorischen Erklärung schließt: „Ich sage nicht: es wurde in diesen Sitzungen nicht betrogen, sondern: die Möglichkeit zu einem Betruge war überhaupt nicht vorhanden.“ Das ist durchaus mein Fall, und die so reizvolle wie vertrackte innere Lage ist eben die, daß die Vernunft anzuerkennen befiehlt, was wiederum die Vernunft als unmöglich von der Hand weisen möchte. Das Wesen der geschilderten Erscheinungen bringt es mit sich, daß auch dem, der mit Augen sah, der Gedanke an Betrug, besonders nachträglich, sich immer wieder aufdrängt; und immer wieder wird er durch das Zeugnis der Sinne, durch die Besinnung auf seine ausgemachte Unmöglichkeit widerlegt und ausgeschaltet.

Aber, wird man mir vorhalten, drei Viertel aller Medien, sind Schwindler und als Schwindler entlarvt. — Das ist eine schlimme verwirrende Tatsache — um so verwirrender, als in vielen dieser Fälle, ich möchte annehmen in den meisten, die böse Absicht des Betruges, der dolus, fehlt. Ich bin überzeugt, daß

auch unser braver Willi, wenn man ihn frei ließe, zu mogeln versuchen und so seine Sache schwer kompromittieren würde; denn es ist glaubhaft, daß er in seinem Traum keinen Unterschied macht zwischen dem, was er mit eigner Hand, und dem, was er auf „andere“ Weise tut, und da er den begreiflichen Wunsch hegt, etwas zu leisten, so würde er, unkontrolliert, zuzugreifen, würde ertappt werden und, wie ich sagte, Verwirrung gestiftet haben, ohne daß tatsächlich gegen die okkulte Echtheit der Phänomene, die zustandekamen, als man ihn gut verwahrt hielt, das geringste bewiesen sein würde.

Die Angelegenheit, einigermaßen insipid ihren Formen nach, ist ernst genug, um Erklärungen ernsten und selbst feierlichen Charakters zu rechtfertigen. Nachdem ich gesehen, halte ich es für meine Pflicht, Zeugnis dafür abzulegen, daß bei den Experimenten, denen ich beizuwohnte, jede Möglichkeit mechanischen Betruges, taschenspielerischer Illusionierung nach menschlichem Ermessen ausgeschlossen war. Möge man ein solches Zeugnis waghalzig finden: die Vernunft verpflichtet und zwingt dazu, — indem sie selbst freilich sofort danach trachtet, einen Mittelweg zu erspähen und der Alternative von Betrug und Wirklichkeit, sei es auch nur durch ein Wort, zu entkommen. „Gaukelei“ ist ein solches Wort, dessen Tiefe durch Trübheit undeutlich gemacht wird. Die Begriffe der Realität und des Truges mischen sich darin, und vielleicht ist das eine Mischung und Zweideutigkeit mit echtem Lebensrecht, die der Natur weniger fremd ist als unserem hiderben Denken. Ich sage also: Bei dem, was ich sah, handelt es sich um eine okkulte Gaukelei des organischen Lebens, um untermenschlich-tief verworrene Komplexe, die, zugleich primitiv und kompliziert, wie sie sein mögen, mit ihrem wenig würdevollen Charakter, ihrem trivialen Drum und Dran, wohl danach angetan sind, den ästhetisch

stolzen Sinn zu verlezen, aber deren anormale Realität zu leugnen nichts als unvernünftige Renitenz bedeuten würde.

Übrigens steht ihre wissenschaftliche Erforschung nicht mehr geradezu in den ersten Anfängen; zum mindesten hat die Wissenschaft sich ein technisches Vokabular dafür angelegt, mit dessen Hilfe sich auf anständige Weise darüber reden läßt. Was ich sah, waren telekinetische Phänomene, Erscheinungen der „Fernbewegung“, in deren Hervorbringung grade dieses Medium, der junge Willi C., besonders stark ist und die in engem ursächlichen Zusammenhang mit dem okkulten Naturphänomen der Materialisation, d. h. der transitorischen Organisation von Energie außerhalb des medialen Organismus, der Exteriorisation also, stehen. Es ist unter verständigen Leuten ausgemacht, daß das Agens, welches die beschriebenen Spielereien vollführt, die Glocke schwingt, das Taschentuch aufhebt, die Schreibmaschine bedient, nicht irgendeine spiritistische „Intelligenz“ namens Minna, auch nicht Aristoteles oder Napoleon, sondern das teilweise exteriorisierte Medium selber ist. Nur freilich ist damit für die rationale Zugänglichkeit des Problems sehr wenig gewonnen, — im Gegenteil, an rein gedanklicher Klarheit und Simplität ist die populär-spiritistische Hypothese der Gelehrten bei weitem überlegen, und das okkulte Problem der Exteriorisation und Materialisation offenbart je länger je mehr eine scheinbar geradezu auf Verhöhnung des Menschengeistes angelegte Kompliziertheit. Was Wunder aber, daß dem so ist, da es letzten Endes mit dem angeblich nicht okkulten Problem des Lebens selbst zusammenfällt!

„Das, was das Leben beherrscht,“ hat Claude Bernard gesagt, „ist weder die Chemie, noch die Physik, noch etwas Ähnliches, sondern das ideelle Prinzip des Lebensprozesses.“ Ein eigentümlich verschwommenes Wort für einen großen Gelehrten,

der noch dazu Franzose war, ein vag nach einem Geheimnis tastendes Wort, welches beweist, daß gerade großes Gelehrtentum die innere Fühlung mit dem Geheimnis niemals verliert und nur Schul-Durchschnitt der Gefahr wissenschaftlichen Dünkels erliegt, uneingedenk, wie wenig vollkommen, wie sehr von Geheimnis und vielleicht nie zu lösendem Rätsel durchsetzt all sein „exaktes“ Wissen von der Natur, vom Leben und seinen Funktionen ist. Als gesicherte Tatsache des Okkultismus kann heute gelten, daß jenes in der normalen Physiologie wirkende bildende Prinzip in gewissen Fällen teleplastischen Charakter gewinnt, das heißt die Grenzen des Organismus überschreitet und außerhalb seiner („ektoplastisch“) wirkt, — nämlich so, daß es aus der exteriorisierten (in ihrem Hervortreten und ihrer Formenbildung übrigens schon ziemlich genau beobachteten) organischen Grundsubstanz Formen, Glieder, körperliche Organe, namentlich Hände, vorübergehend ins Dasein ruft, die alle biologischen Eigenschaften und funktionellen Fähigkeiten normal-physiologischer Gebilde besitzen, biologisch lebendig sind. Diese teleplastischen Endorgane bewegen sich scheinbar frei im Raum, stehen aber allen Beobachtungen zufolge mit dem Medium in physiologischem und psychologischem Rapport, dergestalt, daß jeder durch das Teleplasma empfangene Eindruck auf den medialen Organismus zurückwirkt, — und umgekehrt. Man beachte hier, wie sich die supranormale Physiologie mit der normalen in dem Bestreben findet, die Einheit der organischen Substanz zu erweisen. Denn jenes Fluidum, das, in verschiedenem Dichtigkeitszustande, als amorphe, nicht organisierte Masse den Körper des Mediums verläßt und aus dem die verschiedenen teleplastischen Organisationen, Hände, Füße, Köpfe, sich gestalten, um sich nach ephemeren, aber aller Attribute des Lebens teilhaftigem Dasein

wieder aufzulösen und durch den medialen Organismus reformatiert zu werden, — dies Fluidum, diese Substanz, dies Substrat der verschiedenen organischen Bildungen ist einheitlich, undifferenziert; es unterscheidet sich da nicht etwa eine Knochen-Substanz von einer muskulären, einer viszeralen, einer nervösen; es gibt nur die eine Substanz, die Basis und das Substrat des organischen Lebens.

Wahrscheinlich bedeutet alles geordnete Denken und Reden über dies abenteuerliche Tatsachengebiet, alles theoretische Interpretieren heute nur voreilige Schein-Klärung. Jedenfalls aber hieße es über das Materialisationsphänomen, wie über das Rätsel des Lebens überhaupt, aufs unzulänglichste denken und reden, wenn man nur seine physisch-materielle Seite ins Auge faßte und nicht auch die psychische. Es war Hegel, der gesagt hat, daß die Idee, der Geist als letzte Quelle anzusehen sei, aus der alle Erscheinungen fließen; und diesen Satz zu beweisen ist die supranormale Physiologie vielleicht geschickter als die normale, — ja, sie unternimmt es, den philosophischen Beweis des Primates der Idee, des ideellen Ursprungs alles Wirklichen, neben den biologischen von der Einheit der organischen Substanz zu stellen.

Ganz unbelehrter Weise und auf eigene Hand habe ich mir die telekinetischen Vorgänge als magisch objektivierte Traumvorstellungen des Mediums gedeutet. Die gelehrte Literatur gibt mir recht, indem sie mit einer ehrfurchtgebietenden Häufung von Kunstausdrücken erklärt, die Idee des Phänomens, lebendig im somnambulen Unterbewußtsein, mit dem sich übrigens dasjenige der sonst Anwesenden vermische, werde mit Hilfe psychophysischer Energie „durch eine biopsychische Projektion ektoplastisch auf eine gewisse Entfernung hin umgeseßt und ausgeprägt, das heißt objektiviert.“ Man ruft, mit anderem

Worte, eine unerforschte ideoplastische Fähigkeit der medialen Konstitution zu Hilfe, — ein Wort, einen Hilfsbegriff von platonischem Zauber, nicht ohne schmeichelhafte Eigenschaften für das Ohr des Künstlers, der schnell bereit sein wird, nicht nur sein eigenes Handwerk, sondern auch die gesamte Wirklichkeit als ideoplastisches Phänomen zu deuten; ein Wort, einen Begriff bei alledem von genau so trüber Tiefe wie der von mir vorhin angezogene der „Gaukelei“ und Kraft seiner foppenden Mischung aus Elementen des Traums und der Realität direkt ins Krankhaft-Widersinnige führend.

Ich will dafür — zum Schluß! — ein einziges, aber schlagendes Beispiel geben. Es ist wiederholt versichert worden, daß die ideoplastischen Gebilde, solange sie eben vorhanden sind, alle Eigenschaften des wirklichen Lebens besitzen. Sie haben sich, wenn sie bei Laune waren, nicht nur sehen und abtasten lassen; man hat ihre objektive Realität nicht nur durch die Photographie und Apparate sichergestellt, die ihre telekinetischen Leistungen registrierten: man hat sie sogar in Gips abgegossen, und zwar so, daß man Hände transzendentaler Herkunft veranlaßte, sich in geschmolzenes, auf warmem Wasser schwimmendes Paraffin zu tauchen. Dadurch bildet sich augenblicklich um das Geisterglied eine Gußform, die in der Luft erstarrt und aus der keine Menschenhand sich befreien könnte, ohne sie zu zerbrechen. Das teleplastische Organ aber löst sich daraus, indem es sich dematerialisiert, und man gießt den im Laboratorium niedergelegten Paraffinhandschuh mit Gips aus, um einen Abguß zu gewinnen, der die Form der Materialisation in allen Einzelheiten wiedergibt. Wohlgemerkt: die so gewonnenen Handformen wiesen nach Gestalt und Linienlauf keine individuelle Ähnlichkeit mit den Händen des Mediums, noch mit denen eines der übrigen Teilnehmer auf. In einer Sitzung mit Willi

So nun ereignete sich folgende Verrücktheit (und es ist nicht die einzige ihrer Art!). Bei sorgfältigster Kontrolle des Mediums zeigte sich über einem auf dem Tischchen stehenden Block aus grauer Lonerde, „von oben und hinten kommend“, ein handartiges, rosa leuchtendes Gebilde mit Vorderarm, das auf der Oberfläche der Lonerde herumhantierte. Nach der Sitzung stellte man sechs flache Eindrücke auf der vorher glatten Oberfläche fest. In dem Nagelbett von Willis linkem kleinen Finger aber und auf dem Rücken des vierten Fingers derselben Hand fanden sich Spuren von Lonerde.

Ich frage Natur und Geist, ich frage die Vernunft, die thronende Logik: Wie, wann und wo war die Lonerde an Willis Finger gekommen? —

Nein, ich werde nicht mehr zu Herrn von Schrendt-Noging gehen. Es führt zu nichts, oder doch zu nichts Gutem. Ich liebe das, was ich die sittliche Oberwelt nannte, ich liebe das menschliche Gedicht, den klaren und humanen Gedanken. Ich verabscheue die Hirnverrenkung und den geistigen Pfuhl. Zwar habe ich bisher nur einige Flocken Höllenfeuers gesehen, allein das muß mir genügen. Ich möchte freilich einmal, wie das anderen geschehen, eine solche Hand, ein solches metaphysisches Gaukelbild aus Fleisch und Bein in meiner halten. Und vielleicht erschiene auch mir einmal, wie er anderen erschienen, über der Schulter des Somnambulen Minna's Kopf: ein schöner Mädchenkopf von slawischer Bildung und mit lebendig blickenden schwarzen Augen. Das müßte, wenn auch abwegig, so doch sehr seltsam sein. Ich werde also versuchsweise noch ein oder das andere Mal mich zu Herrn von Schrendt-Noging begeben, zwei- oder dreimal, nicht öfter. Das kann mir nicht schaden, ich kenne mich. Ich bin der Mann der kurzen Leidenschaften, ich werde sehen, daß es zu nichts führt und mir das Ganze für

immerdar aus dem Sinne schlagen. Ich will auch nicht zwei- oder dreimal noch dorthin gehen, sondern nur einmal, nur noch ein einziges Mal und dann nie wieder. Ich will nichts weiter, als einmal noch das Taschentuch vor meinen Augen ins Rotlicht aufsteigen sehen. Das ist mir ins Blut gegangen, ich kann's nicht vergessen. Noch einmal möchte ich, gereckten Halses, die Magenerven angerührt von Absurdität, das Unmögliche sehen, das dennoch — geschieht.

1923

